

Verbundkatalog Kalliope

Lieber Hans.

Mann, Erika

1961-02-00

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Lieber Hans.

Ich bin im Besitz einer - angeheirateten - Tante, die zu sagen pflegt: "Es ist eine grosse Schande, wenn eine Frau älter ist, als ein Mann", - wobei sie nicht etwa Ehegatten oder Liebesleute im Auge hat, vielmehr die Geschlechter schlichthin.

Gut, also, die Schande ist über mich hereingebrochen, und aus heiterem Himmel wird klar, dass ich Ihnen um volle fünf Jahre voraus bin. Was tun? Gute Miene machen zum grässlichen Spiel und Ihnen, zunächst einmal, von Herzen Glück wünschen zum Eintritt in mein - und unser aller - grimmes Jahrzehnt.

Des weiteren, aber, will ich die Gelegenheit nutzen und aussprechen, was wir beide wissen, dass wir nämlich, im Lauf unserer hochbetagten Bekanntschaft, Freunde geworden sind im vollen Sinne des kostbaren Wortes. Soll ich Ihnen sagen, was ich so sehr an Ihnen mag? In grösster Kürze sollte ich wohl, da dies Gekritzel am Ende gar "öffentlich" wird, und "der Leser", den ich mir reizend denke, ergo auch neugierig ist.

Los denn, in medias res:

Sie sind, junger Freund, ein ungemein lebhafter, gescheiter, klardenkender und begabter, dabei frenetisch fleissiger Mensch; ein Realist, der die Dinge sieht, wie sie - leider! - sind, ohne ihnen je zu gestatten, Sie zum Pessimisten zu machen (angesichts des Schwarzen oder Donnergrauen, trachten Sie unentwegt nach dem Licht-, ja, Silbergrauen, da noch Hellere hienieden nun einmal nicht vorstellbar!). Sie sind so nachdenklich, wie lustig; so überraschend, wie zuverlässig und so kämpferisch, wie treu. Wären Sie aber nicht überdies und vor allem äusserst Entwicklungsfähig, - die prächtigen Qualitäten, die ich Ihnen oben nachgesagt, frommten uns wenig; denn in erster Linie sind Sie ja Schriftsteller (wer dies in zweiter Linie erst wäre, wäre es gar nicht!), und als solcher haben Sie's von A bis zum vorläufigen Z, - dem krönenden Z Ihrer "Ilona", - besser und immer besser gemacht, wobei weder das Talent (eine blosser Voraussetzung), noch der Fleiss (eine notwendig, doch nicht hinreichende Zugabe) den letzten Ausschlag geben konnte. Den gab der Ehrgeiz, -

im obersten, dem Kommandeurs-Rang, - die unbedingte Entschlossenheit, Richtung nach vorne nicht nur, sondern nach oben zu nehmen und zu halten und sich selber treu zu bleiben; keiner Mode, und sei sie herrischer als die Haute Couture von Paris, je zu gehorchen, und nicht minder unfolgsam zu sein, wo der gute Conformismus lächelnd zum Goldbade lud.

So, - da haben Sie's! Aus festlichem Anlass hab ich's treuherzig hingeplaudert und es freilich verabsäumt, darauf hinzuweisen, dass Sie kein Engel sind (beileibe nicht!), Feinde haben (wie sich dies unbedingt gehört!) und ausserdem (sehr wahrscheinlich!) der nicht zur Gänze wären, der Sie heut sind, hätte ein freundlichstes Geschick Ihnen die Licci nicht beschert, diesen absoluten Glücks- und Sonderfall von einer Weggefährtin, zu deren Existenz an Ihrer Seite man Ihnen eigentlich gratulieren sollte. Denn was sind fünfzig Jährchen? Fast gar nichts sind sie, wie Sie sehr wohl wissen werden, wenn weitere fünf uns vergangen, und Sie ächzend niedersitzen, um in schöner Alterswürde meinen Sechzigsten ziemlich zu begehen.

Alles Gute bis dahin, - bleiben Sie brav und gedenken Sie häufig

Ihrer lieben

E. M.

SWW 15 Sept 1911

Leben und Literatur als Abenteuer

Begegnungen mit Hans Habe / Zum 50. Geburtstag des Autors von Jochen Huth

Hans Habe wurde fünfzig. Das war der Anlaß zu dieser jüngsten Begegnung mit dem Erzähler dickbäuger Geschichten weit ausgedehnter und inkrustierter verflochtener Schicksale vor minutiös ausgemalten Zeithintergründen, der sich bewußt einen Romaner der alten Tradition, einen Schüler Fontanes, Balzacs, Stendhals, Flauberts, „in dieser Reihenfolge bitte!“ — nennt und es in beherrschender Festhalten an dieser Schulung und, wie er glaubt, vielleicht auch durch den unterirdischen Weltverlauf und Fortbestand ihrer Tradition dazu gebracht hat, daß er heute als einer der erfolgreichsten Unterhaltungsschriftsteller in deutscher und nicht nur deutscher Sprache gilt.

Die Bezeichnung Unterhaltungsschriftsteller bewirkt ein leichtes Verlegen der sonst so offenen Augen, ein nervöses Sichanspannen des gelassenen Mannes. Darüber wäre einiges zu sagen, meinte er. Im übrigen habe er von der Tradition nur den langen Atem als Geschenk mitbekommen, die Bewusstheit und die Bewusstheit des Unterhaltens, und dies besonders über aber Hunderte eng bedruckter Seiten hin — eine Frage der Schulung und beständiger Disziplin sei. Beides durchzuhalten, langen Atem wie Kurzweiligkeit, sei das Charakteristische und die Aufgabe des Roman- und Epikers. Unterhaltungsschriftsteller, wie immer man ihn gerade nennen möge.

Ein merkwürdig traditionsverbundener Mann, dieser junge Fünfziger, trotz dem unasteten Lebensverlauf des gewaltsam früh Entwurzelten, dem immer erneuten Zwang zur Anpassung an fremde Welten, veränderte Zeitläufte. Aber vielleicht gerade deshalb, meint er lächelnd und kommt auf seine Lebensphilosophie zu sprechen, weil der Druck der Umstände dem Menschen das Korsett anzieht, unter dessen Zwang er seine inneren Gesetze zu entwickeln, seine Sicherheit in und aus der Ungesicherheit zu gewinnen habe. Das erinnerte mich an eine andere unserer seltenen, über zwanzig Jahre hin, zufällig und schmerzlos beziehungslos verstrichenen Begegnungen. Sie waren immer nur vorübergehend, flüchtig im doppelten Sinn des Wortes. Man war auf Reisen, hatte wieder einmal einen Wohnort aufgegeben, da traf ich ihn seinem eigenen Triebe gehorchend als Inasse eines der altmodischen, traditionsbefangenen, in Püsch und Stück Vergangenheitswerte schauenden Hotels. Just diese sprachen ihn an, den vermeintlichen Globetrotter und Kosmopoliten, dort fühlte er sich heimisch — vorübergehend natürlich nur; aber selbst zu kürzesten Aufenthalt, so schilderte ihn seine Frau, schleppe er von seiner Habe das Persönliche und wieder Unpersönliche in Extrakoffern mit sich, um es als erstes auspacken, um sich zu breiten und mit solcherlei Beständigkeit und Dauerhaftem dem augenblicklichen Wandel der Umwelt ein trotziges Paroli zu bieten. Anscheinend täuscht sich der in jeder Hinsicht zur Kurzweiligkeit gewogene gern die Länge der Weile vor, die ihm das Leben nie gelassen hat.

Meine erste Begegnung mit ihm liegt zwanzig Jahre zurück und war, wie zu Recht jede Begegnung mit Schriftstellern, die Begegnung mit einem Buch von ihm. „A Thousand shall fall“, kurz nach dem Krieg in Deutschland von Rowohlt unter dem Titel „Ob Tausend fallen“ herausgebracht und in akuten Zeitproblemen leider untergeordnet, erschien in Amerika und stellte einer jäh aufhorchenden Welt mit dem Erlebnisbericht des jüdischen Schriftstellers Hans Habe, der sich als Emigrant freiwillig der französischen Fremdenlegion für die Dauer des Krieges verpflichtet, an die wankende Front ging, in deutsche Ge-

fangenschaft geriet und ihr auf abenteuerliche Weise sich wieder entzog, eine neue Form der „literature engagée“ vor. Hier war vor einem präzise und dicht geschilderten Zeithintergrund in knappster Weise nicht nur das Leiden der von ihm Überwältigten gestaltet, sondern (ohne viel Aufhebens davon) auch die Kraft dargestellt, mit deren Hilfe der Mensch sich über das bloße Betroffenwerden erheben kann: der Entschluß zum persönlichen Widerstand. Aus dieser Kraft erwuchs auch die der Gestaltung. Man konnte von jener wie dieser nicht unbetroffen bleiben, und so entstand meine stärkste Beziehung zu dem späteren Romaner aus der Begegnung mit dem nicht nur literarisch kämpfenden Schriftsteller.

Selbstamerweise betrachtet der Romaner heute auch dieses vierte Buch des damals Dreißigjährigen — drei andere hatten in Romanform die Zeiten der Inflation, der Münchener Krise, der Emigration zum Thema gehabt — mit einem gewissen Vorbehalt, nennt das Schriftstellerische vom Journalistischen noch zu sehr verschüttet, die Schilderung des rein Menschlichen überlagert vom Zeithintergrund, und kommt fast aufstehend darauf zu sprechen, daß er nach Absolvierung dieser „engagements“ und sich auf dem „best-seller“-Erfolg des letzten in Amerika vorübergehend ausruhend, endlich zu sich selbst und zu seinem ersten „Nicht-Zeit-Roman“ fände, dem reinen Frauenroman mit dem unveränderlichen Titel „Kathrine“.

Eine Art von Escapismus? Er sinnt nach. Er glaubt nicht. Eher eine Art von Selbstentfaltung, die ohnedies nur ein Versuch bleibe, denn aus an andere Probleme Engagierte ging weiter, wie der Krieg, führte ihn als amerikanischen Soldaten über vier Invasionen in der ersten Welle auf die Strände von Sizilien, Salerno, Anzio und der Normandie, nach Europa und nach Kriegsende mitten in den Aufbau der deutschen Presse hinein, in ein literarisches Engagiertsein also, das fast nur noch den Zeit- und Tagesproblemen auf mit journalistischen und redaktionellen Aufgaben, problematisch, konfliktuell, eine interessante Zeitspanne, aber doch gewissermaßen außerhalb seines Selbst gelebt, mit einem gespaltenen Ich, schwierig, unbefriedigend letzten Endes, eine Zeit zwischen zwei Welten.

Wie fand ihren Niederschlag in zwei Romanen, deren Titel im Grunde alles besagen: „Wohin wir gehören“, „Der Weg ins Dunkel“. Der erste ein Buch über die Besatzungzeit, das die Augen eines Amerikaners und eines Emigranten gesehen, das andere die Entwurzelung des Menschen in Gestalt eines Neger der amerikanischen Armee und eines deutschen Mädchens schildert, die beide zu Unternehmern degradiert wurden. Aber das Problem des „Wohin Gehören“ bringt ihn mitten im Gespräch darüber auf seinen ersten „Nicht-Zeit-Roman“ zurück und meldet sich in ganz anderer Form zur Sprache. Im wahren Sinne des Wortes zur Sprache zu dem Problem eines Schriftstellers nämlich — und er scheute sich nicht, es tragisch zu nennen —, dessen Werke nicht mehr in seiner Sprache erscheinen konnten. Das war bei „Kathrine“, der Fall, der ersten Selbstentfaltung des Romaners im Exil, und da wurde das Schreiben schwieriger, sagte er: nicht etwa die Beherrschung der Sprache, im Gegenteil! Daran habe er nie vorher mit größerer Lust gefügt, nie mit liebevoller Verantwortung für sie jedes Wort gewogen und zwar justament deshalb, weil das Buch nie in ihrem Klang zur Sprache kommen, sich nie in dem einzig wahren Ausdruck seiner selbst, des Schreibenden, werde

mitteln können. Schwieriger wurde das Schreiben an sich im Bewußtsein, daß man trotz der äußeren Erfolgchancen einer Geschichte, die übersetzbar sei, eines unwägbaren Echos nimmer verlustig gehen, ihm entgehen müsse. Wobei die Ironie dieser als tragisch empfundenen Episode seiner Entwicklung darin bestünde, meinte er lächelnd, daß just „Kathrine“ niemals in deutscher Sprache gedruckt worden sei.

Dabei entsann ich mich einer anderen, zufälligen Begegnung mit ihm, die etwa zehn Jahre zurück und nach der Zeit seiner eminent journalistisch engagierten Tätigkeit im Nachkriegsdeutschland lag. Wir trafen uns in Hollywood, als der bis dato von Erfolg getragene, vielfach Angefeindete und durch das Pendeln zwischen Kontinenten seiner errungenen Mittel Entblößte das magere Leben eines Schriftstellers führte, wie es eigentlich nicht im Buche seines Lebens hätte stehen brauchen. Dazu hätte er etwas zu sagen, meinte er jetzt: Es stand durchaus im Buche, nur bedürfte es einer nicht allzu schabloni-

ristica lieber zurückzudrängen scheint, als sich mit ihnen in den Vordergrund zu spielen. Leberkeit, Klarheit und Durchsichtigkeit als reine Vermittlerin der Gedanken schien mir ihr erstes Prinzip zu sein, die Disziplin, der sich der Schreibende schon in seiner Schrift unterwerft, die Ordnung und Zucht, die er in seiner Arbeit durchzuhalten gedachte, wenn ihm sein Leben auch etwas in Unordnung geraten war.

Die gleiche Handschrift in übertragenem Sinne fand ich später, nachdem er sich wieder in die ihm gemäßen Bahnen zurückgebeugt hatte, in seinem Roman „Im Namen des Teufels“, jenen wiederum dickbäuger Gucksteinbuch über die weit aussehende, breit verzweigte, inkrustierte verflochtene Lebensentwicklung eines Spions, die allgemein nur als Wälzer der Unterhaltungsliteratur verkehren wird, wie auch die noch weit aussehendere, seinen Erfolg als Meister dieser Gattung etablierende Geschichte der „Iona“. Damit langten wir wieder bei dem Thema an, über das es etwas zu sagen gäbe, wie er anfangs meinte. Und zwar dies:

Mit seiner Handschrift in dieser Gattung sei er nun mal ein Nachfahre jener Romantradition, die das Porträt der Menschen vor ihrem Zeithintergrund wiedergebe für die Aufgabe des Romaner zu schaffen, ihr verpflichtet, einer Tradition verpflichtet, der man das Unterhaltbare noch nicht vorwarf, empfinde er gelegentlich die — nun eben ja, lächelte er, und scheute wieder das Wort nicht — die manchmal sogar tragisch empfundene Isolation eines Erzählers, dessen Arbeiten man mit Unterhaltungsliteratur gleichsetzte, weil in der literarischen „nouvelle vague“ von heute die Unterscheidung von Literatur, die langweilt, von der, die unterhält, zwar sehr leicht zu treffen sei, jene aber zwischen Literatur, die unterhält, und der, die nur Unterhaltung ist, um so schwerer. Das gelte auch für den Laien, der gern für Literatur halte, was ihn langweilt. Wer ihn aber fesselt unterhält, nun, der sei seinem Urteilvermögen überlassen in der Wertung, die etwas schwierig geworden sei nach dem Verfall aller Abgrenzungen, von dem auch die künstlerischen Kategorien betroffen seien. Es gelte sogar für die Kritik, denn auch deren Maßstab seien aus der Eichtung traditioneller Wertmaßstäbe verfallen. Und da stünde nun so ein Unglücksrabe, wie er, hielte daran fest für sich und insistierte auch noch, daß es innerhalb der Kategorie des Erzählens gewisse Maßstäbe gäbe, nach denen sich zu richten man die Pflicht habe, nicht aber das Recht, das habe und das dieser Tradition nicht abzuweichen zu verweigern und „dabei Blech zu schreien, auch ohne Trommel“. Sein persönliches Echo — so wollte er es nennen, sagte er lächelnd, aber empfand es sichtlich gerade seines Erfolgs wegen doch schmerzlicher als das Wort — sein Echo sei, nach einem langen schriftstellerischen Leben erst am Ende des Bereich seiner eigenen Sprachwelt aufgetaucht zu sein und dort als ein junger Erfolgsautor zu gelten.

„Dagegen hätte ich nichts, wenn ich nicht so alt wäre!“

„Und was wird Ihr nächster Roman als Fünfziger sein?“

Er sann lange nach. Anscheinend ließ sich nicht so einfach erklären, was in der Arbeit schon wieder vor sich ging, wie das, was hinter ihm lag. Er versank in ein langes Schweigen, dann schüttelte er lachend die Zäumung ab, ins Unreine zu reden.

„Wozu? Die Geschichte werde ich Ihnen ja einmal erzählen!“

dabei frenetisch flüchtiger Mensch; ein Realist, der die Dinge sieht, wie sie — leider! — sind, ohne ihnen je zu geben, die sie zu sein wollen zu machen (angestichts des Schwarzen oder Donnerbraunen, trachten Sie unentwegt nach dem Licht, ja, Silberglauen, da noch Hellere hienieden nun einmal nicht vorstellbar). Sie sind so nachdenklich, wie lustig; so überraschend, wie zuverlässig und so kämpferisch, wie treu. Wären Sie aber nicht überdies und vor allem allem entwicklungsfähig! Die prächtigen Qualitäten, die ich Ihnen oben nachgesagt, frommen uns wenig; denn in erster Linie sind Sie ja Schriftsteller (wer dies in zweiter Linie erst wäre, wäre es gar nicht) und als solcher haben Sie's von A bis zum vorläufigen Z — dem krönenden Z ihrer „Iona“ — besser und immer besser gemacht, wobei weder das Talent (eine bloße Voraussetzung) noch der Fleiß (eine notwendige, doch nicht hinreichende Zugabe) den letzten Ausschlag geben konnten. Den gab der Ehrgeiz — im obersten, dem Kommandeur —, die unbedingte Entschlossenheit, Richtung nach vorne zu nehmen, nach oben zu nehmen und zu halten und sich selber treu zu bleiben; keiner Mode, und sei sie herrscherlich als die Haute Couture von Paris, je zu geborchen, und nicht minder unfolgsam zu sein, wo der gute Conformismus lächelnd zum Goldbade lud.

Heinz Ulstein:

Ludwig Marcuse schreibt in seinen Memoiren, er habe nach dem Autor, nachdem er ihn persönlich kennengelernt habe, zu seinen Beziehungen. Obgleich Ludwig Marcuse ein Junge aus meiner Klasse gewesen ist, hat er das trotzdem nicht von mir abgeschieden. Das hätte er auch gar nicht können. Denn ich bin der gegenwärtige Nicht. Die meisten Autoren, die ich kennengelernt habe, waren viel langweiliger als ihre Bücher. Das ist auch besser als umgekehrt.

Es freut mich darum, heute zum 50. Geburtstag von Hans Habe aussagen zu können, daß er eine leuchtende Ausnahme ist. Wie seine Bücher sind, so ist er auch persönlich: faszinierend, voller Charm und Exprim.



Hans Habe

Foto: Stefan Moses

sierten Phantasie, auch ein Dichterleben — er lächelte die Größe des Wortes weg — in die wilden Gegebenheiten unserer Zeit einzuordnen und nicht bei dem Mißverständnis zu beharren, es habe sich immer nur nach eigenen Gesetzen zu entwickeln, nicht nach dem Kommet, das ihn angeworben sei. Aus dem ihm unterliegenden Dasein entwickelte er gerade seine erste Autobiographie, die später im Verlag Ktine unter dem Titel „Ich stelle mich“ erschien. Daneben schrieb er wöchentliche Artikel in dem einzig liberalen blättern Californiens gegen den hoffnungslos verfallenden McCarthy, jenen Widerstand erhaltend und weiterführend, dem er sich allerorts gegen Anmaß der Macht und Gefährdung bürgerlicher Rechte und Freiheit verpflichtet fühlte. Widerstand, sagt er, sei für ihn Selbstzweck. Von seiner Autobiographie zeigte er damals dem Neugarten, der einmal sehen wollte, wie der vielschreibende Mann wohl schreibe, eine Manuskriptseite: mit ruhiger Hand in größter Akkuratheit geschrieben. Zeile für Zeile ordentlich in den selbst sich gesetzten Rahmen gefügt, jede Änderung äußerlich eingeordnet in das fast gestochene kalligraphische Schriftbild, das keine Schamperer zuließ. Eine Handschrift zum Wohl des Lesenden gleichsam, die ihm Tur und Tor zum Durchblick auf die Sache öffnet und ihre höchstpersönlichen Charaktere

Glückwünsche der Freunde

Axel von Ambesser:

„Dart ich Sie im Namen des „Bundes Ungenierter Fünfziger“, dem ich schon seit einigen Monaten anhöre.“

Im Namen der Volksgemeinschaft der sozial, politisch und künstlerisch schwer Einzuordnenden, — im Namen der kleinen Splittergruppe künstlerisch erfolgreicher Nichtbismarckseuer, —

Im Namen des „Volkundes Enthaltsamer Fortschrittsgläubiger, dessen zweiter Vorsitzender Sie seit Jahren sind, —

Im Namen des Vereins „verschämter Konservativer“, dem Sie als förderndes Mitglied angehören,

an Ihrem Ehrenamt auf das Herzlichste begrüßen.

Gestatten Sie, daß ich Ihnen als Mensch, auch in meiner Eigenschaft als Mensch, bei dieser Gelegenheit mit dem besten Wünschen für die Zukunft meine freundschaftlichen Grüße übermittele.

Ulrich Becher:

„Ritter ohne Furcht und Tadel“, „Jungen aus Samt und Seide“, sind nicht immer mein Fall. Auf je den Fall ist Hans Habe ein Ritter ohne Furcht, der Seide zu tragen versteht. Ein gewisser Wiener Literatentum, das in kultureller Freiheit macht (ohne zu fragen, ob eine solche in der Südafrikanischen Union existiert) und das vom Kaffeehausstrich zu einer feuchten Gangstersterie übergegangen ist, versucht, Habe aus dem Sittenhaft schmechten zu lassen. Nun, es ist ihnen nicht gelungen. Habe ist frei. Und ist sich die Freiheit genommen, einen Besteller für Deutschland und gar anderswärts zu verfassen, ungeachtet der aus nägeligen Schreibmaschinen krachenden Solven jener, auch Wien beorderten literarischen Gangster, die es nun die Ära der Gebrüder Dulles dahin ist, ihrerseits weniger leicht haben werden, in Atomkreuzstimmung zu schwingen und diese Stimmung dem Westen als Edelzeugnis zu verkaufen. Was ich an Habe, diesem in Stil, Duktus, Aufbau konservativen Romaner schon des längeren bewunderte, daß er, was seine politischen Geistes betraf, über seinen Schatten springen konnte. Daß er, alles andere als ein Kommunist, unentwegt

dafür plädiert, mit den Kommunisten zu reden — statt sich mit ihnen zusammen im letzten der Kriege in die Luft zu sprengen.

Und daß er ein Vielschreiber ist und für die große Masse schreibt, ihr Götter, auch Damas Fere tat und was darüber hinaus ein ganz großer Lebenskünstler, weshalb ich, war ich sein Zeitgenosse gewesen, ihn sehr freundlich begreute, denn er schreibt nicht nur mit Erfolg, sondern ist unentwegt in seiner Courage und kennt und liebt das Leben. Seine Generation ist die meine, und diese unsere Generation ist heergeschossen worden. Ich bin froh, daß er (in mehr als einem Betracht) durchkommen ist und stolz darauf, ihn zum Freund zu haben.

Emil Belzer:

„Ob Tausend Fallen“, „Ich stelle mich“, „Iona“, sei zu seinem Fünfzigsten solche Worte vorzuweisen hat — ein kämpferisches, ein bestimmendes und ein gelassenes — dem darf man getrost gratulieren. Er hat etwas geleistet, auf dem sich weiterbauen läßt. Hans Habe hält die überlieferten Menschenwerte hoch. Er ist mit der Waffe in der Hand den Feinden der Freiheit entgegengetreten. Er nimmt als Publizist zu kritischen Fragen der Zeit Stellung. Immer find man ihn bei den Mutigen. Er weiß zu formulieren und zu treffen. Aber er weiß auch, wie man Treue zu halten. Wer ihn kennt, zählt ihn zu den Verlässlichen dieser Tage. Das ist nicht viel! Ist das nicht genug?

Heinrich Dittmar:

Sie verstehen es, den schablonierten Vorstellungen, die man Ihnen entgegenbringt, ein Schnippchen zu schlagen. Was sind Sie? Ungar? Österreicher? Deutscher? Jude? Franzose? Amerikaner? Kein einer dieser Frage haben Sie schon mit ja beantwortet. Aber wenn der andere mit einem „aha!“ fortfahren wollte, haben Sie lächelnd Ihr Nein

gesetzt. Nicht so, wie Sie denken, mein Lieber. Lassen Sie mich sagen: Sie sind einer der Erzeugnisse. Denke jeder davon, was er mag.

Hermann Kesten:

Die Literatur ist immer ein abenteuerliches Geschäft gewesen. Wer schreibt, steht der ganzen Menschheit gegenüber, und zuweilen entgegen. Wer schreibt, begibt sich zumindest für die Dauer seines literarischen Geschäfts außerhalb der Gesellschaft, zuweilen außerhalb der Sitten, Geistes und Landesverfassung oder gar des Weltsystems.

Es ist in seinem Werk nur sich selbst veranwortlicht. Sein Werk wird eines der exotischen, der exaltierten, der extremen Abenteuer des Menschenseins, ein Abenteuer der Kunst, des Geistes, der Phantasie.

Es sind die doppelten Abenteuer der Literatur. Zu ihnen, scheint mir, gehört auch Hans Habe.

Hans Hellmut Kirst:

Daß Hans Habe 50 Jahre alt geworden sein soll — was besagt das schon? Es ist eine zufällige Nachricht, kein entscheidendes Ereignis. Denn vor Hans Habe kennt, der weiß auch, daß nichts so sinnlos erscheint, als ihm sein Alter nachrechnen zu wollen. Er verfügt über eine Vitalität, wie sie andere mit 30 schon nicht mehr haben und er besitzt eine Lebensweisheit, um die ihn erfahrenen 70-Jährige beneiden können.

Erika Mann:

Sie sind, junger Freund, ein ungemein lebhafter, gescheiter, klardenkender und begabter,

Leben und Literatur als Abenteuer

Begegnungen mit Hans Habe / Zum 50. Geburtstag des Autors von Jochen Huth

Hans Habe wurde fünfzig. Das war der Anlaß zu dieser jüngsten Begegnung mit dem Erzähler dickbüdiger Geschichten weit ausgedehnter und inkrustierter verflochtener Schicksale vor minutiös ausgemalten Zeithintergründen, der sich bewußt einen Romaner der alten Tradition, einen Schüler Fontanes, Balzacs, Stendhals, Flauberts — „in dieser Reihenfolge bitte!“ — nennt und es in beherrschender Festhalten an dieser Schulung und, wie er glaubt, vielleicht auch durch den unterirdischen Weiterverlauf und Fortbestand ihrer Tradition dazu gebracht hat, daß er heute als einer der erfolgreichsten Unterhaltungsschriftsteller in deutscher und nicht nur deutscher Sprache gilt.

Die Bezeichnung Unterhaltungsschriftsteller bewirkt ein leichtes Verlegen der sonst so offenen Augen, ein nervöses Sichspannen des gelassenen Mannes. Darüber wäre wenig zu sagen, meinte er. Im übrigen habe er von der Tradition nur den langen Atem als Geschenk mitbekommen, wozu er die Kürzlichkeit des Unterhaltens — und dies besonders über hundert eingedruckte Seiten hin — eine Frage der Schulung und beständiger Disziplin sei. Beides durchzuhalten, langen Atem wie Kürzlichkeit, sei das Charakteristikum und die Aufgabe des Romaners, Epikers, Unterhaltungsschriftstellers, wie immer man ihn gerade nennen möge.

Ein merkwürdig traditionsverhafteter Mann, dieser junge Fünfziger, trotz dem unästhetischen Lebensverlauf des gewaltsam früh Entworfenen, dem immer erneuten Zwang zur Anpassung an fremde Welten, veränderte Zeitläufte. Aber vielleicht gerade deshalb, meint er lächelnd und kommt auf seine Lebensphilosophie zu sprechen, weil der Druck der Umstände dem Menschen das Konkrete abzieht, unter dessen Zwang er seine inneren Gesetze zu entwickeln, seine Sicherheit in und aus der Ungesicherheit zu gewinnen habe. Das erinnerne sich an eine andere unserer seltsamen, über zwanzig Jahre hin, auffällig und scheinbar beziehungslos verstreuten Begegnungen. Sie waren immer nur vorübergehend, flüchtig im doppelten Sinn des Wortes. Man war auf Reisen, hatte wieder einmal einen Wohnsitz aufgegeben, da traf ich ihn seinem eigenen Trieb gehorchend als Insasse eines der almodischen, traditionsbefangenen, in Plüsch und Stuck vergangenheitswerten Hoteliers. Just diese sprachen ihn an, den vermeintlichen Globetrotter und Kosmopoliten, der fühlte er sich heimlich — vorübergehend natürlich nur; aber selbst zu kürzesten Aufenthalt, so schilderte ihn seine Frau, schleppte er von seiner Habe das Persönliche und wirklich Unnützte in Extrakoffern mit sich, um es als erstes auszupacken, um sich zu breiten und mit solcherlei Beständigem und Dauerhaftem dem augenscheinlichen Wandel der Umwelt ein trotziges Paroli zu bieten. Annehmend täuscht sich der in jeder Hinsicht zur Kurzweil Gezwungene gern die Länge der Weile vor, die ihm das Leben nie gelassen hat.

Meine erste Begegnung mit ihm liegt zwanzig Jahre zurück und war, wie zu Rechtens jede Begegnung mit Schriftstellern, die Begegnung mit einem Buch von ihm. „A Thousand shall fall“, kurz nach dem Krieg in Deutschland von Rowohlt unter dem Titel „Ob Tausend fallen“ herausgebracht und in aktuellen Zeitproblemen leider untergeordnet, erschien in Amerika und stellte einer jäh aufhorchenden Welt mit dem Lebensbericht des jüdischen Schriftstellers Hans Habe, der sich als Emigrant freiwillig der französischen Fremdenlegation für die Dauer des Krieges verpflichtete, an die wankende Front ging, in deutsche Ge-

fangenschaft geriet und ihr auf abenteuerliche Weise sich wider entzog, eine neue Form der „literature engagée“ vor. Hier war vor einem präzisen und dicht geschilderten Zeithintergrund in knapper Weise nicht nur das Leben (der von ihm Überwältigten) gestaltet, sondern (ohne viel Aufhebens davon) auch die Kraft dargestellt, mit deren Hilfe der Mensch sich über das bloße Betroffenwerden erheben kann: der Entschluß zum persönlichen Widerstand. Aus dieser Kraft erwuchs auch die der Gestaltung. Man konnte von jener wie dieser nicht unberührt bleiben, und so entstand meine stückte Beziehung zu dem späteren Romaner aus der Bogenzeit mit dem nicht nur literarisch kämpfenden Schriftsteller.

Selbstverweise betrachtet der Romaner heute auch dieses vierte Buch des damals Dreißigjährigen — drei andere hatten in Romanform die Zeiten der Inflation, der Münchener Krise, der Emigration zum Thema gehabt — mit einem gewissen Vorbehalt, nennt das Schriftstellerische vom Journalistischen noch zu sehr verschüttet, die Schilderung des rein Menschlichen überlagert vom Zeithintergrund, und kommt fast aufstöhnend darauf zu sprechen, daß er nach Absolvierung dieser „engagements“ und sich auf dem „best-seller“-Erfolg des letzten in Amerika vorübergehend ausruhend, endlich zu sich selbst und zu seinem ersten „Nicht-Zeit-Roman“ fand, einem reinen Frauenroman mit dem unverblühten Titel „Kathrine“.

Eine Art von Escapismus? Er stimmt nach. Er glaubt nicht. Eher eine Art von Selbstentfaltung, die ohnedies nur ein Versuch blieb, denn das an andere Probleme Engagierte ging weiter, wie der Krieg, führte ihn als amerikanischen Soldaten über vier Invasionen in der ersten Welle auf die Strände von Sizilien, Salerno, Anzio und der Normandie, nach Europa und nach Kriegsende mitten in den Aufbau der deutschen Presse hinein, in ein literarisches Engagiertsein also, das fast nur noch den Zeit- und Tagesproblemen galt mit journalistischen und redaktionellen Aufgaben, problematisch, konfliktgeladen, eine interessante Zeitspanne, aber doch gewissermaßen außerhalb seines Selbst gelebt, mit einem gespaltenen Ich, schwierig, unbefriedigend letzten Endes, eine Zeit zwischen zwei Welten.

Sie fand ihren Niederschlag in zwei Romanen, deren Titel im Grunde alles besagen: „Wohin wir gehören“, „Der Weg ins Dunkel“. Das eine ist ein Buch über die Besatzungszeit, durch die Augen eines Amerikaners und eines Emigranten gesehen, das andere die Entfremdung des Menschen in Gestalt eines Negers der amerikanischen Armee und eines deutschen Mädchens schildernd, die beide zu Unternehmungen degradiert wurden. Aber aus dem Leben des „Wohin Gehörens“ bringt ihn mitten im Gespräch darüber auf seinen ersten „Nicht-Zeit-Roman“ zurück und meldet sich in ganz anderer Form zur Sprache. Im wahren Sinne des Wortes zur Sprache zu dem Problem eines Schriftstellers nämlich — und er scheute sich nicht, es tragisch zu nennen —, dessen Werke nicht mehr in seiner Sprache erscheinen konnten. Da war bei „Kathrine“ der Fall, der ersten Selbstentfaltung des Romaners im Exil, und da wurde das Schreiben schwierig, sagte er: nicht etwa die Beherrschung der Sprache, im Gegenteil! Daran habe er nie vorher mit größerer Lust gefeilt, nie mit liebevollerer Verantwortung für sie jedes Wort abgemessen und zwar justament deshalb, weil das Buch nie in ihrem Klang zur Sprache kommen, sich nie in dem einzig wahren Ausdruck seiner selbst, des Schreibenden, werde

mitteilen können. Schwieriger wurde das Schreiben an sich im Bewußtsein, daß man trotz der äußeren Erfolgchancen einer Geschichte, die übersetzbar sei, eines unwichtigen Echos nimmer verlustig gehen, ihm entsagen müsse. Wobei die Ironie dieser als tragisch empfundenen Episode seiner Entwicklung darin bestünde, meinte er lächelnd, daß just „Kathrine“ niemals in deutscher Sprache gedruckt worden sei.

Dabei entsann ich mich einer anderen, zufälligen Begegnung mit ihm, die etwa zehn Jahre zurück und nach der Zeit seiner eminent journalistisch engagierten Tätigkeit im Nachkriegsdeutschland lag. Wir trafen uns in Hollywood, als der bis dato von Erfolg getragene, vielfach angefeindete und durch das Pendeln zwischen Kontinenten seiner errungenen Mittel Entblößte das magere Leben eines Schriftstellers führte, wie es eigentlich nicht im Buche seines Lebens hätte stehen brauchen. Dazu hätte er etwas zu sagen, meinte er jetzt: Es stand durchaus im Buche, nur bedürfte es einer nicht allzu schablonen-

istische lieber zurückzudrängen scheint, als sich mit ihnen in den Vordergrund zu stellen. Leosarkot, Klarheit und Durchsichtigkeit als reine Vermittlerin des Gedankens schien mir ihr erstes Prinzip zu sein, die Disziplin, der sich der Schreibende schon in seiner Schrift unterwarf, die Ordnung und Zucht, die er in seiner Arbeit durchzuhalten gedachte, wenn ihm sein Leben auch etwas in Unordnung geraten war.

Die gleiche Handschrift in übertragener Sinne fand ich später, nachdem er sich wieder in die ihm gemäßen Bahnen zurückgebeugt hatte, in seinem Roman „Im Namen des Teufels“, jenen wiederum dickbüdigen Geschichtsbuch über die weit aussehende, breit verzweigte, inkrustierte verflochtene Lebensentwicklung eines Spions, die allgemein nur als Wälzer der Unterhaltungsliteratur verschlungen wird, wie auch die noch weitaus populärere, seinen Erfolg als Meister dieser Gattung einbringende Geschichte der „Ilona“. Damit langten wir wieder bei dem Thema an, über das es etwas zu sagen gäbe, wie er anfangs meinte. Und zwar dies:

Mit seiner Handschrift in dieser Gattung sei er nun mal ein Nachfahre jener Romantradition, die das Portrait der Menschen vor ihrem Zeithintergrund wiedergeben für die Aufgabe des Romaners erachte. Ihr verpflichtete, einer Tradition verhaftet, der man das Unterhaltens noch nicht vorwarf, empfinde er gelegentlich die — nun eben ja, lächelte er, und scheute wieder das Wort nicht — die manchmal sogar tragisch empfundene Isoliertheit eines Erzählers, dessen Arbeiten man mit Unterhaltungsliteratur gleichsetze, weil in der literarischen „nouvelle vague“ von heute die Unterscheidung von Literatur, die langweilt, von der, die unterhält, zwar sehr leicht zu treffen sei, jene aber zwischen Literatur, die unterhält, und der, die nur Unterhaltung ist, um so schwerer. Das gelte auch für den Laien, der gern für Literatur habe, was ihn langweilt. Wer ihn aber fesselt und unterhält, nun, der sei seinem Urteilvermögen überlassen in der Wertung, die etwas schwierig geworden sei nach dem Verfall aller Abgrenzungen, von dem auch die künstlerischen Kategorien betroffen seien. Es gelte sogar für die Kritik, denn auch deren Maße seien aus der Eichtung traditionellen Maßstäbe geraten. Und da stünde nun so ein Unglückselber, wie er, hielte daran fest für sich und insistiere auch noch, daß es innerhalb der Kategorie des Erzählertums gewisse Maßstäbe gäbe, nach denen sich zu richten man die Pflicht habe, nicht aber das Recht, das Habe. Das ist das, was ich Ihnen sagen möchte, zu verstehen und „dabei bleibe zu schreiben, auch ohne Trömmel“. Sein persönliches Pech — so wollte er es nennen, sagte er lächelnd, aber empfand es wirklich gerade seines Erfolgs wegen doch schmerzlicher als das Wort — sein Pech sei, nach einem langen schriftstellerischen Leben erst in den literarischen Bereich seiner eigenen Sprachwelt aufgetaucht zu sein und dort als ein junger Erlösautor zu gelten.

„Dagegen hätte ich nichts, wenn ich nicht so alt wäre!“

„Und was wird Ihr nächster Roman als Fünfziger sein?“

Er sann lange nach. Annehmend ließ sich nicht so einfach erklären, was in der Arbeit schon wieder vor sich ging, wie das, was hinter ihm lag. Er versank in ein langes Schweben, dann schüttelte er lächelnd die Zuspätkung ab, ins Unreine zu reden.

„Wozu? Die Geschichte werde ich Ihnen ja einmal erzählen!“



Hans Habe Foto: Stefan Moses

sternen Phantasie, auch ein Dichterleben — er lächelte die Größe des Wortes weg — in die wilden Gegebenheiten unserer Zeit einzuordnen und nicht bei dem Mißverständnis zu beharren, es habe sich immer nur nach eigenen Gesetzen zu entwickeln, nicht nach dem Korsett, das ihm angezwungen sei. Aus dem ihm anvertrauten „Dassent entwickelte“ er gerade seine erste Autobiographie, die später im Verlag Kurt Desch unter dem Titel „Ich stelle mich“ erschien. Daneben schrieb er wöchentliche Artikel in dem einzig liberalen Blättchen Californien gegen den hoffnungslosen Diktator McCarthy, jenen Widerstand erhaltend und weiterführend, dem er sich allerorts gegen Anmaß der Macht und Gefährdung bürgerlicher Rechte und Freiheit verpflichtet fühlte. Widerstand, sagt er, sei für ihn Selbstzweck. Von seiner Autobiographie zeigte er damals dem Neugierigen, der einmal seinen wollte, wie der vielachsende Mann wohl schreibe, eine Manuskriptseite mit ruhiger Hand in größter Akkumulation geschrieben, Zeile für Zeile ordentlich in den selbst sich gesetzten Rahmen gefügt, jede Änderung sauberlich eingetragend in das fast gestochene kalligraphische Schriftbild, das keine Schlamperei zuließ. Eine Handschrift zum Wohl des Lesenden gleichsam, die ihm Tür und Tor zum Durchblick auf die Sache öffnet und ihre höchstpersönlichen Charaktere-

Axel von Ambesser:

Darf ich Sie im Namen des Bundes Ungelesener Fünfziger, dem ich schon seit einigen Monaten anhöre, — im Namen der Volksgemeinschaft der sozial, politisch und künstlerisch schwer Einzuordnenden, — im Namen der kleinen Splittergruppe künstlerisch erfolgreicher Nichtchomoseuxer, — im Namen des Volksbundes Entlassener Fortschrittsgläubiger, dessen zweiter Vorsitzender Sie seit Jahren sind, — im Namen des Vereins „verschämter Konserver“, dem Sie als förderndes Mitglied angehören — an Ihrem Ehrentage auf das Herzlichste begrüßen.

Gestatten Sie, daß ich Ihnen als Mensch, auch in meiner Eigenschaft als Mensch, bei dieser Gelegenheit mit den besten Wünschen für die Zukunft meine freundschaftlichen Grüße übermittele.

Ulrich Becker:

„Ritter ohne Furcht und Tadel“, Jungen aus Samt und Seide“, sind nicht immer mein Fall. Auf jeden Fall ist Hans Habe ein Ritter ohne Furcht, der Sie zu den wenigen zählt, die in der Wiener Literatur, das in kultureller Freiheit steht (ohne zu fragen, ob eine solche in der Südkaribischen Union existiert) und das vom Kaffeestrauch zu einer feurigen Gangster übergegangen ist, versucht, Habehans in Sippenhaft schmachten zu lassen. Nun, es ist Ihnen nicht gelungen: Habe ist frei. Und er hat sich die Freiheit genommen, einen Bestseller für Deutschland und gar anderwärts zu verfassen, ungeachtet der aus nageleierten Schreibmaschinen krachenden Salven jener nach ihm bedrückten literarischen Gangster, die es, nun die Ära der Brüder Dulles dahin ist, ihrerseits weniger leicht haben werden, in Atomkriegszustimmung zu schwelgen und diese Stimmung dem Westen als Edelerzeugnis zu verkaufen. Was ich an Habe, diesem in Stil, Duktus, Aufbau konservativen Romaner schon des längeren bewundere, daß er, was ein politisches Gewissen betraf, über seinen Schatten springen konnte, daß er, alles andere als ein Kommunist, unentwegt

Glückwünsche der Freunde

dafür plädiert, mit den Kommunisten zu reden — statt sich mit ihnen zusammen im letzten der Kriege in die Luft zu sprengen.

Und daß er ein Vielschreiber ist und für die große Masse schreibt, ihr Götter, auch Dumas, Pörs tat das und war darüber hinaus ein ganz großer Lebenskünstler, weshalb ich, wie ich sein Zeitgenosse gewesen, ihm sehr freundlich begegnet wäre. So wie ich Habe freundlich begegne, denn er schreibt nicht nur mit Erfolg, sondern ist unentwegt in seiner Courage und leicht und liebt das Leben. Seine Generation ist die meine, und diese unsere Generation ist leergeschossen worden. Ich bin froh, daß er (in mehr als einem Betracht) durchgekommen ist und stolz darauf, ihn zum Freund zu haben.

Emil Belmer:

„Ob Tausend Fallen“, „Ich stelle mich“, „Ilona“: wer zu seinem Fünfzigsten solche Werke vorzuweisen hat — ein kühnliches, ein bezeichnendes und erhellendes — dem darf man getrost gratulieren. Er hat etwas geleistet, auf dem sich weiterbauen läßt. Hans Habe hält die überlieferten Menschenwerte hoch. Er ist mit der Kraft der Hand den Feinden der Freiheit entgegengetreten. Er nimmt als Publizist zu kritischen Fragen der Zeit Stellung. Immer findet man ihn bei den Mutigen. Er weiß zu forcieren und zu treffen. Aber er weiß auch Treue zu halten. Wer ihn kennt, sieht ihn zu den Verlässlichen dieser Tage. Ist das nicht viel? Ist das nicht genug?

Heinrich Dittmar:

Sie verstehen es, den schablonierten Vorstellungen, die man Ihnen entgegenbringt, ein Schnippen zu schlagen. Was sind Sie? Ungar? Österreicher? Deutscher? Jude? Franzose? Amerikaner? Eine jede dieser Frage haben Sie schon mit Ja beantwortet. Aber wenn der andere mit einem „Ja!“ fortfahren wollte, haben Sie lächelnd Ihr Nein

gesetzt. Nicht so, wie Sie denken, mein Lieber. Lassen Sie mich sagen: Sie sind einer der Europäer. Denke jeder davon, was er mag.

Hermann Kesten:

Die Literatur ist immer ein abenteuerliches Geschäft gewesen. Wer schreibt, steht der ganzen Menschheit gegenüber, und zuweilen entgegen. Wer schreibt, begibt sich zumindest für die Dauer seines literarischen Geschäftsaufenthalts der Gesellschaft, zuweilen außerhalb der Sitten, Gesetze und Landesverfassung oder gar des Weltsystems.

Er ist in seinem Werk nur sich selber verantwortlich. Sein Werk wird eines der ewigen, der exaltierten, der extremen Abenteuer des Menschenlebens, ein Abenteuer der Kunst, des Geistes, der Phantasie.

Aber seit älteren Zeiten hat es Autoren gegeben, die an solchen extremen spirituellen Abenteuern nie genug hatten, die auch die gewöhnlichen realen, materiellen Abenteuer des alltäglichen Lebens und der gemeinen Welt gesucht haben.

Es sind die doppelten Abenteuer der Literatur. Zu Ihnen, scheint mir, gehört auch Hans Habe.

Hans Hellmut Kirs:

Daß Hans Habe 50 Jahre alt geworden sein soll — was besagt das schon? Es ist eine zufällige Nachricht, kein entscheidendes Ereignis. Denn wer Hans Habe kennt, der weiß auch, daß nicht so sinnlos ereignet, als ihm sein Alter nachrechnen zu wollen. Er verliert über eine Vitalität, wie sie andere mit 30 schon nicht mehr haben und er besitzt eine Lebensweisheit, um die ihn erfahrene 70jährige beneiden können.

Erika Mann:

Sie sind, junger Freund, ein ungemein lebhafter, gescheiter, klarender und begabter,

dabei frenetisch fleißiger Mensch; ein Realist, der die Dinge sieht, wie sie — leider! — sind, ohne ihnen je zu gestatten, sich um Feinheiten zu machen (angesichts des Schwarzen oder Donnergauen, trachten Sie unentwegt nach dem Licht, ja, Silbergrauen, da noch Helleres hienieden aus einmal nicht vorstellbar). Sie sind so nachdenklich, wie lustig; so überraschend, wie zuverlässig und so kämpferisch, wie treu. Wären Sie aber nicht überdies und vor allem äußerst entwicklungsfähig — die prächtigen Qualitäten, die ich Ihnen oben nachgesagt, frommen uns wenig; denn in erster Linie sind Sie ja Schriftsteller (wer dies in zweiter Linie erst wäre, wäre es gar nicht!) und als solcher haben Sie's von A bis zum vorläufigen Z — dem krönenden Z Ihrer „Ilona“ — besser und immer besser gemacht, wobei weder das Talent (eine bloße Voraussetzung) noch der Fleiß (eine notwendige, doch nicht hinreichende Zugabe) den letzten Ausschlag geben konnten. Den gab der Ehrgeiz — im obersten, dem Kommandeursrang —, die unbedingte Entschlossenheit, Richtung nach vorne nicht nur, sondern nach oben zu nehmen und zu halten und sich selbst treu zu bleiben; keiner Mode, und sei sie herrscherlich als die Haute Couture von Paris, je zu geborchen, und nicht minder unfolgsam zu Gold, wo der gute Conformismus lächelnd zum Goldbade lud.

Heinz Ullstein:

Ludwig Marcuse schreibt in seinen Memoiren, er habe manchmal Autor, nachdem er ihn persönlich kennengelernt hatte, seine Bücher vertriehen. Oskar Ludwig Marcuse, ein Junge aus meiner Klasse gewesen ist, hat er das trotzdem nicht von mir abgeschrieben. Das hätte er auch gar nicht können. Denn ich bin entgegengesetzter Ansicht. Die meisten Autoren, die ich kennen gelernt habe, waren viel langweiliger als ihre Bücher. Das ist auch besser als umgekehrt.

Es freut mich darum, heute zum 50. Geburtstag von Hans Habe aussagen zu können, daß er eine leuchtende Ausnahme ist. Wie sein Bucher sind, so ist er auch persönlich: faszinierend, voller Charm und Esprit.